

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1846) Unterhaltungsblatt

14 (20.2.1846)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 20. Februar 1846.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^{ro}. 14.

Die Winzerfamilie.

(Fortsetzung.)

Der brave Mann war ein Opfer seines allzugroßen Vertrauens zu der Menschheit geworden. Nach Bertrand's Flucht und nach seines alten Buchhalters Tode hatte er einen jungen Mann mit Wohlthaten überhäuft und, von desselben einschmeichelndem Wesen bestochen, ihm sein Hab und Gut vertraut und ihn zu seinem Handelsgefeschaftser erhoben. Aber er wurde von diesem Schurken noch weit schändlicher mit Undank belohnt, als einst von Bertrand; denn während der alte Mann an einer gefährlichen Krankheit darniederlag, fand der nichtswürdige Betrüger Gelegenheit, mit dem größten Theile der Handlungskasse zu entweichen und nach England zu gehen, wo man ihn, da dieses Land in offenem feindseligen Verhältniß mit Frankreich stand, nicht auslieferte.

Bald nach diesem harten Schlage traf den guten Dolon noch ein anderer. Ein bedeutendes Handlungshaus in Paris, bei welchem er einen großen Theil seines Vermögens stehen hatte, fiel — und so wurde auch er zum Sturze mit fortgerissen. Sein Bankerott war nun unvermeidlich, und ihm, der gegen seine Schuldner stets so mild und nachsichtsvoll gewesen war, versagte das Schicksal die gerechte Genugthuung: auch in seinem Unglück wieder menschliche Gläubiger zu finden. Die seinigen waren harte, erbarmungslose Tyrannen. Sie ließen, ohne auf die Fürbitten und Vorstellungen der Obrigkeit und selbst der Richter, denen die Redlichkeit des Unglücklichen bekannt war, zu achten, ihn mit leidensvoll in den Schuldthurm werfen, nachdem sie ihn zuvor mit beschimpfenden Schmähungen überhäuft hatten. Schrecklich wirkte diese unverdiente Schmach auf Geist und Herz des armen braven Dolon. Er verlor den Glauben an eine gerechte Vorsehung, und statt der Menschenliebe, die sonst in seiner edlen Brust wohnte, wurzelte jetzt ein finsterner Menschenhaß. Er wies die Besuche seines Seelsorgers und seiner Freunde, die ihn trösten und sein hartes Schicksal einigermaßen nach ihren Kräften lindern wollten, hartnäckig ab, und seine einzige beständige Bitte an den Kerkermeister war: ihn vor dem Anblicke der Menschen zu bewahren.

Margot vergaß, als sie diese traurigen Begebenheiten erfuhr, über dem unglücklichen Schicksale Dolons, ihr eignes. Wie gern hätte sie dem Wohlthäter ihres Vaters geholfen, wenn sie selbst nicht so hilflos gewesen wäre. Weinend stürzte sie, als sie am Abend heimgekehrt war, in die Arme ihres Mannes. „Auch die letzte Hoffnung ist dahin,“ sagte sie: „und ich bringe nichts mit als den elenden Trost, der keinem edlen Menschen zur Beruhigung dienen kann: daß Andre noch unglücklicher sind als wir. Das Loos des Armen ist doch bitter! — Außer den andern Freuden des Lebens, muß er noch das süße, himmlische Gefühl entbehren, dem bedrängten Bruder wohlzutun. Ach die hartherzigen Reichen müssen keine Ahnung haben von diesem Vorgefühle der Seligkeit, sonst würden sie nicht kalt vorübergehen bei dem Anblicke ihrer lebenden Mitgeschöpfe.“ Trostlos über die letzte fehlgeschlagene Hoffnung begaben die Armen sich zur Ruhe; aber der sanfte Schlaf senkte sich nicht auf ihre Augenslieder, denn er sieht das Lager des Sorgenvollen und kehrt lieber bei dem Glücklichen ein.

Noch fehlten nur drei Tage zum Ablauf der Stundungsfrist, als André und Margot, umgeben von ihren Kindern, bei der kargen Abendmahlzeit saßen und vor Kummer über die nächstvorstehende Schreckenszukunft, kaum die Speise berührten. „Wir leben so einfach, so eingeschränkt,“ sagte André, das lange Schweigen unterbrechend: „wir üben uns schon so lange in der Kunst des Entbehrens, und dennoch droht uns eine noch trübere Zukunft, dennoch steht uns ein noch größerer Mangel bevor. O Gott! durch welche Schuld haben wir dich erzürnt, daß du uns ganz vergiffest!“

Rechte nicht mit ihm, unterbrach Margot ihren Mann. Sieh die Lilien auf dem Felde — wer kleidet sie? Sieh die Vögel unter dem Himmel, sie säen nicht, sie ernten nicht und der himmlische Vater nährt sie doch. — Und sind wir denn nicht viel mehr als sie? Auch uns wird der Herr das Wenige geben, was wir nothwendig bedürfen; gab er uns doch jedem ein zufriedenes Herz und das wollen wir uns erhalten.

Während sie so sprachen, tobte draußen ein wüthender Sturm und der Regen goß in Strömen auf die Erde herab. Plötzlich hörte man ein starkes Klopfen am äußern Thore. „Wer kann das seyn, der uns am späten Abend bei diesem furchtbaren Wetter heimsucht?“ sprach Margot.

„Vielleicht ein wandernder Handwerker,“ antwortete André: „der ein Obdach begehrt gegen den starken Regen. Nun, so lange wir selbst eins haben, wollen wir es dem Bedürftigen nicht verschließen. Geht hinaus, Kinder, und macht auf.“

Die Knaben befolgten des Vaters Willen und eine etwas schwarzbraune Dame im prächtigen Reiseanzug und ein Herr, ebenfalls in Reiseliedern, traten ein.

„Finde ich hier die Tochter des vor vielen Jahren durch den Feuertod umgekommenen Weingärtners Claude Carin?“ so sagte der Letztere.

Ich bin die, welche Ihr suchet, Herr! antwortete ihm Margot: doch was könnt Ihr von mir wollen?

„Ich bringe Euch Nachricht von Eurem verschollenen Bruder.“

Von meinem Bruder Bertrand? schrie Margot freudig auf: o so seyd mir hoch willkommen, edler Herr! O sagt, lebt er noch, wo ist er, geht es ihm wohl?

„Er lebt, aber wohl geht es ihm nicht; denn fern von seinem Vaterlande verschmachtet er sein Leben in trauriger freudenloser Sklaverei.“

O Himmel, welch eine schreckliche Botschaft! rief die schmerzlich überraschte Schwester.

„Ich fand ihn zu Tanger, an der Nordwestspitze Afrika's, unter den Hausklaven des dortigen Gouverneurs. Da ich mit dem Letztern im Auftrage meines Herrn langwierige Handlungsgeschäfte abzumachen hatte, so wurde mir Gelegenheit, mehrere Sklaven desselben, und unter ihnen auch den unglücklichen Carin kennen zu lernen und mich mit ihm in französischer Sprache die ich vorzüglich liebe, zu unterhalten. Sein jetziges Loos ist freilich hart, aber er hat es auch verdient, denn er war, wie ich vernommen habe, in seiner Jugend ein lasterhafter Mensch.“

Nein, das war er nicht, rief Margot mit leidenschaftlicher

Sige: o fället über den Gesiranchelten kein falsches liebloses Urtheil. Er war nicht schlecht, er kann es nicht gewesen seyn. Ich weiß ihn nicht zu vertheidigen, ich kann dem Gefühl, das für ihn spricht, nicht Worte geben; aber eine Stimme in meinem Innern sagt mir so klar und deutlich: Bertrand ist ein guter Mensch und nur Verführung konnte ihn bei seiner Jugend zu Fehltritten verleiten. O könnt' ich ihn retten aus dem Elend, in welchem er die schönsten Jahre seines Lebens verfeuert, ich wollte nimmer Noth und Mühe darum scheuen; o wär ich reich, mein ganzes Vermögen gäb' ich hin, um ihn zu lösen. — Doch ach! ich bin arm, hilflos und kann ihm nichts als meine Thränen weihen.

„O ich habe mich nicht in Dir getret,“ rief der Fremde tief gerührt und länger nicht mehr an sich haltend: „ja Du bist noch das gute, sanfte, engelreine Wesen, in dem der milde Geist unsrer verklärten Mutter wohnt — o meine Margot, erkennst Du mich noch nicht? — o komm in die Arme Deines verlorenen Bruders.“

Bertrand, mein Bertrand! ist es möglich, ist es kein Traum — Du lebst, ich sehe Dich wieder! Also jauchzte Margot im Taumel ihrer Freude auf und sank in die Arme des Wiedergefundenen.

In langer Umarmung lagen die Geschwister und Thränen der freudigen Nührung entzündeten ihren Auger. Während dessen gab sich die vornehme Dame dem erlauchten André als Bertrands Gemahlin zu erkennen. Neue Scenen der Bönne wiederholten sich. Endlich, nachdem der erste stürmische Ausbruch der lauten Freude, den die frölichste Ueberraschung hervorgebracht, vorüber war und die frohen Gemüther sich den Ergießungen ihres Entzückens mit mehr Ruhe überließen, sagte Bertrand: „Ich habe, theure Schwester, Deine und Deines Mannes bedrängte Lage schon vernommen, da ich im Gasthose abgestiegen war und erst nach Dir forschte. Dem Himmel sei Dank, daß ich noch zur rechten Zeit komme, um von Euch einen schrecklichen Tag abzuwenden. Ja, Eure Noth ist vorüber, denn Gott hat mich, der ich so wenig es verdiente, reichlich mit irdischen Gütern gesegnet, und Eure Zukunft soll von nun an sorgenfreier seyn.“

O Bertrand, wie gut bist Du! rief Margot. Ach ich habe auch nie an Deinem Herzen verzweifelt und Dich stets mit Wärme gegen die nigen vertheidigt, die Dich schonungslos ob Deines Vergehens verdammt. Ich war ja des festen Glaubens: daß Verführung und Leichtsin Dich nur auf Augenblicke vom Pfade der Pflicht entfernt hätten und daß Du bald Dich selbst wiederfinden und wiedererheben würdest aus dem Zustande der Gesunkenheit. Doch sage, auf welche Weise hat Gott Dich wieder gesegnet und was ist Dir alles widerfahren, seit Du Dein Vaterland verließest?

Und Bertrand begann die Erzählung seiner seit der heimlichen Entweichung aus Besancon ihm begegneten höchst merkwürdigen Abenteuer zu Wasser und zu Lande, so wie der schwachvollen Sklaverei, worin er mehrere Jahre lang in Afrika schmachtete und endlich seiner glücklichen Erlösung und Heimkehr in das Vaterland, folgendermaßen:

Als ich vor acht Jahren dem mir drohenden Schimpf, aber nicht dem Gefühl meiner eignen Schande, durch die Flucht entgangen war und meinem Vaterlande den Rücken gekehrt hatte, begab ich mich nach Bern, selbst noch nicht wissend, was ich nun anfangen und wohin ich weiter mich wenden sollte.

Da ich in der Gaststube in einem Winkel saß und meine Baarschaft überzählend mit Schaudern daran dachte, daß ich damit höchstens noch drei Tage ausreichen könne, hörte ich den Wirth zu einem der Aufwärter also sagen:

„Der reiche Herr, welcher in No. 4. wohnt, wünscht einen ordentlichen und geschickten Diener. Du bist ja mit

vielen Leuten dieser Klasse bekannt, schaffe ihm einen zuverlässigen Menschen und er wird gewiß erkenntlich gegen Dich seyn.“

Ein Wink des Schicksals dankten mich diese Worte. Ich stand sogleich auf und ging, während der Wirth noch mit dem Aufwärter sprach, nach der beschriebenen Nummer. Ich fand dort einen freundlichen Mann, der etwa zehn Jahre älter seyn mochte als ich, und trug ihm meinen Wunsch: in seine Dienste zu treten, mit bescheidenem Anstande vor. Er betrachtete mich eine Weile, dann sagte er mit sanftem liebreichem Tone: Dein Aeußeres behagt mir, junger Mensch, auch bedarf ich eines rüstigen noch in Jugendkraft blühenden Mannes, denn nicht gewöhnlich ist der Dienst, den ich begehre. Ich werde in Kurzem nach Egypten reisen, um in diesem so berühmten Lande wissenschaftliche Forschungen im Gebiete der Natur- und Alterthumskunde zu unternehmen, und verlange von meinem Diener, daß er mich dahin begleite und mir ausdauernde unermüdete Treue beweise, wofür ich ihn, wenn Gott mich glücklich in mein Vaterland zurückkehren läßt, reichlich belohnen werde. Ueberlege Dir dies, mein Sohn und fasse nicht voreilig einen Entschluß, der Dich dann reuen könnte. Ich will Dir nicht verhehlen, daß die Wauderungen in jenem schönen von Barbaren bewohnten Lande sehr mühselig, ja oft gefahrvoll seyn werden, und daß viel Muth und Ausdauer dazu gehört, um sie zu vollenden!

„Versuchen Sie es mit mir, lieber Herr!“ gab ich zur Antwort: „ich will Ihnen gern folgen, wohin Ihr Weg führt. Mich fesselt kein Band an Europa's Boden; ich bin ganz frei und unabhängig und werde in jeder Zone ein Vaterland finden, wo ich mein Schicksal an das eines guten Menschen knüpfen kann.“

Du gefällst mir, sagte der Fremde, indem er mir nicht ohne Nührung die Hand reichte. Wohlan, der Vertrag sei geschlossen; indeß hast Du noch acht Tage Bedenkzeit, um zurücktreten zu können, wenn Du Dich anders bestanen solltest!

Ich war nun wieder versorgt und hatte das unverdiente Glück, in meinem Herrn einen sehr edlen, liebreichen Mann gefunden zu haben, dessen freundliches Wesen mir das ungewohnte Verhältniß nicht im geringsten erschwerte. Je mehr er Gelegenheit fand zu bemerken, daß ich Bildung besaß, desto mehr stieg ich bei ihm im Werthe — und jeder Fremde hielt mich nicht für den Diener, sondern für den Vertrauten und Reisegefährten Condaminé's, meines lebenswürdigen Herrn.

Nach vier Wochen bestiegen wir, nachdem wir die Schweiz und einen Theil von Ober-Italien durchreist hatten, in Genua ein segelfertiges Schiff, um unsre Reise nach Egypten anzutreten. Das Wetter war uns beinahe einen Monat hindurch sehr günstig, und schon waren wir der afrikanischen Küste nicht mehr allzufern, als eine gänzliche Windstille eintrat und das Mittelmeer einer großen Spiegelscheibe glich. Gegen Sonnenuntergang begannen die Ungehener der See sich auf der Oberfläche des Wassers zu zeigen. Ungethüme, wie nie mein Auge sie je gesehen, noch meine Phantasie sich geträumt hatte, zeigten sich mir und erfüllten mich mit Staunen, Bewunderung und Schrecken.

Aber der Windstille folgte am nächsten Morgen bald ein heftiger Sturm; das Meer gerieth nach und nach in Aufruhr und seine Oberfläche glich nun einer Kette von Gebirgen. Ost war unser Schiff von diesen rollenden Wasserbergen so umthürmt, daß wir nicht fünfzehn Schritte weit sehen konnten und mehrmals schlugen die Wellenmassen auf das Verdeck und rissen nicht selten Matrosen mit sich in den Meeresgrund hinab, die unrettbar verloren waren.

Gegen Abend dieses schrecklichen Tages, als das Toben der empörten Elemente sich ein wenig vermindert hatte, hörten

wir einige Flintenschiffe in beträchtlicher Entfernung. „Das sind Zeichen der Noth,“ sagte der Capitän des Schiffs: „weil es ein Fahrzeug während des Sturmes an jenen Klippengruppen gescheitert, die nicht fern von hier aus dem Meere emporsagen und schon manchem Schiffer den Untergang gebracht haben. Jetzt können wir ohne große Gefahr ein Boot ausfenden, um die Unglücklichen, wenn es nämlich Christen sind, aufzunehmen. Sechs Mann sind hinlänglich zu dem Unternehmen. Wer will dabei seyn?“

Ich meldete mich sogleich, voll Begier, endlich auch eine gute That zu thun, die in den Augen des ewigen Richters meine Schuld verringern und mich seiner Gnade würdiger machen möchte. Noch fünf andere folgten meinem Beispiel, unter denen sich auch ein Paar geübte Steuerbefanden, und so bestiegen wir frohen Muthes und mit gläubigem Vertrauen das Boot und durchschnitten in Sturmes Eile die noch unruhig brausenden Wellen.

In kurzer Zeit hatten wir die Klippen vor Angesicht und erblickten ein gänzlich zerschmettertes türkisches Seeräuberschiff. Nur drei Türken und ein Jude hatten sich aus den Trümmern desselben auf den Felsen gerettet. Die erstern hatten ihre Waffen nicht eingebüßt und feuerten mit ihren Flinten, um wo möglich von den vielleicht durch glücklichen Zufall Vorüberfahrenden gehört und von dem Felsen-Eiland erlöst zu werden. Der Jude heulte furchterlich zwischen jene Nothsignale, gleichsam als wollte er durch sein Jetergeschrei das Brausen des Meeres übertönen.

Als meine Gefährten bemerkten, daß die Verunglückten keine Christen waren, wollten sie umkehren und die Gestrandeten nicht einnehmen, sondern sie ihrem Schicksale überlassen. Mit Mühe nur konnte ich, von den beiden braven Steuermännern unterstützt, den unedlen Entschluß der Uebrigen durch allen Auswand meiner Beredsamkeit besiegen. Die vier dem Tode entgangenen Schiffbrüchigen wurden eingenommen und fielen dankend zu unsern Füßen. Zum erstenmale seit langer Zeit schaute ich wieder mit freudiger Nahrung gen Himmel und fühlte, daß der gefallene Mensch nur durch gute Thaten und nicht bloß durch Reue Thränen und Bußpsalmen sich wieder zur Tugend erheben und Gott dadurch versöhnen kann.

Glücklich erreichten wir unser Schiff wieder. Als der Capitän die Geretteten sah, zürnte er, daß wir nun Ungläubigen Hilfe gebracht hätten, und gebot, sie als Gefangene zu behandeln. Die unmenschliche Intoleranz empörte mich. „Der Unglückliche“ so sprach ich zu dem rauhen Seemann: „verdient unsre Hilfe und unser Mitleid, weil Glaubens er auch sei. Ein schönes Beispiel dieser Art hat der Hellenand uns aufgestellt in der Geschichte des edlen Samariters. Schande über den Christen, der sich nach dem Namen des göttlichen Religionsstifters nennt und seine schönste Lehre, das Fundament unsers heiligen Glaubens frech verachtet. Soll ich und meine Gefährten darum uns der augenscheinlichsten Todesgefahr ausgesetzt haben, um diese Verunglückten einer harten Gefangenschaft Preis zu geben? Um dieses elenden Zweckes willen hätte wohl keiner von uns das Wagstück unternommen.“

„Ich will“ sagte Condamine: „die Unterhaltungskosten für sie entrichten bis wir ans Land steigen, wenn sie als freie Leute behandelt werden.“

Es sei! entgegnete der Capitän einigermaßen beschämt, und gab Befehl, die Geretteten durch Speise und Trank zu erquickeln.

„Ich bin stolz auf Dich, Bertrand, und segne die Stunde, in welcher ich Dich kennen lernte.“ Also sagte Condamine zu mir als wir allein waren und brückte mir mit Wärme die Hand. Ich aber war zum erstenmale wieder seligstroh seit meinem Falle, und eine Freudenthräne entquoll meinem Auge,

denn ich war mir bewußt, das Lob eines edlen Mannes verdient zu haben.

Nach einigen Tagen glücklicher Fahrt liefen wir in den Hafen von Rosette ein. Condamine, ich, die drei geretteten Türken nebst dem Juden und noch zwei griechische Handelsleute stiegen ans Land, das Schiff aber segelte weiter nach der Insel Cypern.

Die Türken und der Jude waren unsere Begleiter nach Cahira, wohin wir zuerst unsern Weg nahmen. Die erstern verließen uns, bevor wir noch diese Stadt erreichten und schlossen sich an einen Trupp mameluckischer Reiter an, welcher uns begegnete. Der Hebräer aber blieb bei uns und bot uns seine Dienste an, welches Anerbieten wir auch um so lieber annahmen, da er, wie er uns versicherte, nicht nur in Cahira, sondern auch in einem großen Theile von Egypten bekannt sei. Wir verweilten mehrere Monate in der Hauptstadt, theils weil Condamine die dortigen Merkwürdigkeiten näher kennen lernen wollte, theils weil zur weiteren Reise in das obere Land große Vorklehrungen getroffen werden mußten, mit denen es, da der Pascha, an welchen Condamine wichtige Empfehlungen hatte, und ohne dessen Schutz etwas zu unternehmen sehr gewagt gewesen seyn würde, grade abwesend war, sehr langsam von statten ging.

Ich benutzte diese Zeit, um die türkische Sprache zu erlernen und machte binnen Kurzem bedeutende Fortschritte.

Endlich war der türkische Statthalter angekommen und Condamine, nachdem er einigemal zur Audienz gelassen worden, machte nun Anstalten zur Wanderung nach Ober-Egypten. Nach einigen Tagen ergaben wir uns auf den Weg. Wir waren von dem Pascha sowohl mit Pässen, als auch mit einer Leibwache versehen worden, die aus einem Aga und sechs Mamelucken bestand. Ahab, unser Jude, begleitete uns nebst einem griechischen Lastträger, den Condamine in Cahira schon in Dienste genommen hatte.

Wir ritten auf Kameelen, unsre Wache aber auf kleinen Pferden; zwei Dromedare waren mit Gepäck beladen. Bis Mansalu war unsere Wanderung von keinem besondern Zufall begleitet und geführt. Manches alte ehrwürdige Denkmal sahen wir auf diesem klassischen Boden, manche Naturmerkwürdigkeit erregte unsre Bewunderung.

In Mansalu mußten wir einige Tage warten, bis ein Trupp umherziehender ägyptischer Araber durchzog. Mit dem Oberherrn desselben unterhandelte der Aga wegen unsrer fernern Reise. Er ward mit ihm einig, daß die Carovane uns gegen ein Schutz- und Befestigungsgeld von 500 Piafter bis Sirge, nahe den Ruinen von Theben mitnehmen sollte.

Wir trennten uns von unsern türkischen Begleitern, mit denen wir sehr zufrieden gewesen waren und mußten uns nun einer wilden nomadischen Horde anvertrauen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes.

(Jugendliche Versuche von C. v. Kottek. Geschrieben zwischen den Jahren 1795—1800.)

Das süßeste unserer Gefühle ist die Liebe. Wen einmal ihr beseligendes Feuer durchwärmte, der öffnet sein Herz gierig dem allgemeinen Wohlwollen, und umfaßt mit theilnehmender Zärtlichkeit nicht nur als Mensch alle menschlichen — nein, als empfindendes Wesen, alle empfindenden Geschöpfe. Wie das Gesch. ihm unter Seinesgleichen einen zu engen Wirkungskreis anwies, so wählt er unter den Thieren sich Gegenstände seiner Milde, und lattet sie durch die Bande der Liebe und Dankbarkeit an sich. Er nährt durch die süße Gewohnheit wohlthatun das göttliche Gefühl des Mitleids in

seiner Brust, und erquicket sein Herz durch das selbige Bewußt-
seyn — wenn auch nur unter einer niederen Klasse von
Wesen Wonne verbreitet, Schmerzen gelindert zu haben. Un-
möglich können Mitleid und Härte in einer Brust zusammen
wohnen, und wer der Thiere sich nicht erbarmt, dem wird
auch die Menschheit nicht lange mehr heilig seyn. Wie schlecht
kennt jener den wahren Werth, der sich durch Liebe gegen die
Thiere herabzusetzen fürchtet? Nicht Kraft und Stärke — nein,
Güte ist der echte Maßstab, die Würde eines Wesens zu
schätzen; und weit entfernt, uns zu erniedrigen, bringt sie nur
die Thiere um einige Stufen der Menschheit näher.

Ihr irrt euch sehr, ihr Lieblosen, die ihr eure Gefühllosig-
keit und Härte gegen die Thiere durch eure exträurte Erhaben-
heit über sie zu beschönigen wähnt. So wie wir nirgends in
der Stufenleiter der Vollkommenheit eine Lücke wahrnehmen,
so ist auch zwischen ihnen und euch keine so gewaltige Kluft.
Im Physischen ist die genaue Ähnlichkeit auffallend, und
was die moralische betrifft? — o! durchblättert die Fahr-
bücher der Menschheit, und ihr werdet das Verzeichniß unse-
rer Thorheiten und Laster weit größer als jenes unserer Kenn-
nisse und Tugenden finden! Wer würde nicht weniger erröthen,
einen großmüthigen Löwen, einen getreuen Hund, ein unschuld-
volles Lamm unter seine Brüder zu zählen, als einen rohen
Cannibalen, einen mordlustigen Froschen, oder auch unter ge-
stirnten Völkern eines jener zahlreichen Ungeheuer, die mit
Wollust gegen ihr eigenes Geschlecht wütheten, das Blut ihrer
Mitbürger in langen Zügen tranken, durch kalte Bosheit und
schäudervolle Grausamkeit selbst die Hölle beschämten? — Es
ist so schwer, die Grenzlinie zwischen Dem, was wir Instinkt
nennen und Vernunft, zwischen Naturell und Tugend auszu-
zeichnen, daß mehrere Schriftsteller den Thieren selbst Freiheit
des Willens und Moralität zuschrieben. Ohne diese Meinung
zu behaupten, die sie zu Gegenständen der Achtung erheben
würde, können wir ihnen doch nicht einen gewissen Grad von
intellektueller Fähigkeit, und das, was sie unserm
Herzen näher bringt, — Empfindung absprechen. Die man-
nigfaltige List im Angriffe und in der Vertheidigung, die be-
wunderungswürdigen Arbeiten der Bienen, das Gedächtniß
des Pferdes, das sich der durchlaufenen Wege besser als sein
Reiter erinnert, die Gelehrigkeit des Elephanten u. dgl. sind
dieses Wirkungen einer bloßen Maschine. Wen entzückte nicht
das sanfte Rosen des unschuldigen Lammes, die süßen Spiele
der zärtlichen Taube, die geselligen Tugenden der fleißigen
Ameise. &c. — Das frohlockende Morgenlied der muntern Lerche,
der Klage-ton der trauernden Grassücke, die ihren Satten
verlor, und jene melodischen Töne der Nachtigall, die in der
kältesten Brust die Empfindung wecken — sollten sie nicht eben
da ihren Ursprung nehmen? und endlich die bekümmerte Sorg-
falt der Henne für ihre junge Brut, der Muth, womit die
furchtsamste Mutter ihre Kleinen vertheidigt, die Behutsamkeit,
womit das Pferd seinen verwundeten Reiter aus dem Schlacht-
getümmel trägt, der verachtete Hund, welcher seinen Herrn
nicht verläßt, wenn ihn Freund und Geliebte verriethen — was
für rührende und demüthigende Bilder für die Herren der
Schöpfung?

Die Thiere, behauptest Du, hätten einen geringen Grad
von Reizbarkeit, einen stumpfen Sinn für Wollust und Schmerz.
— Aber, wenn Dich die bei gewissen Thiergattungen bewun-
derte Feinheit der übrigen Sinnen, wenn dich die Fühlbarkeit
der Spinne, die die leiseste Berührung des dünnsten Gewebes
empfindet, vom Gegentheil überzeugen, so betrachte doch die
convulsivischen Bewegungen des zertretenen Wurmes, die ver-
zweiflungsvollen Zuckungen und das jammervolle Geschrei des
gemarterten Thieres, und schäme dich deiner abgeschmackten
Sophismen! — Genug, wenn du Sprache und Empfindung
verstehst! Bist du aber so unglücklich, ihre Stimme noch nie

gehört, noch nie durch die Thränen des Mitgeföhls dein Auge
verschönt zu haben — so wisse, daß die Thiere eine gültige
Behandlung, nicht nur von deinem Herzen als eine Gnade
erlehen, sondern daß sie selbst als ein heiliges und unverletz-
liches Recht von dir fordern. Bürger einer Welt wie du,
wie du Kinder desselben liebevollsten Vaters — woher
kömmt Dir die Befugniß, sie muthwillig und den Absichten des
Vaters entgegen zu mißhandeln, oder gar zur abscheulichen
Wollust deines entarteten Herzens zu quälen? Bitterst Du
nicht, daß Er, der des geringsten seiner Geschöpfe nicht ver-
gibt, den Frevler züchtigen werde, der so vermessene seine Pläne
führt. Er hat sie wie Dich zum Leben, folglich zur Freude
berufen, in ihnen wie in Dir seine Macht und Güte rechtlich
entfaltet, und seine Geschöpfe alle zum Spiegel seiner zärtlichen
Liebe gemacht. Und damit Dir ja kein Zweifel über seinen
väterlichen Willen übrig bleibe, hat er ihn in manchen Stellen
seines heiligen Buches ausdrücklich erklärt. Das Mitleid gegen
die Thiere war für ihn einst ein Beweggrund mit, Ninive zu
verschonen (Jon. IV.) „Der Gerechte“ spricht er durch den
Mund des weisen Königs, „schont auch das Leben seines
Biehes, und nur der Gottlose ist ohne Erbarmen.“ (Spräch-
wört. XII.) Er heißt, dem arbeitenden Ochsen auf der Tenne
das Maul nicht zu verbinden, verbietet, die Mutter mit den
Jungen wegzunehmen, (Deuter. 22) und will, daß auch dem
Biehe der siebente Tag zur Ruhe gegönt werde. Aber um-
sonst halte ich Dir die todtten Buchstaben des Gesetzes vor,
wenn die lebendigen Charaktere, womit die gütige Natur
in jedes Herz das Mitgeföhls und das allgemeine Wohlwollen
gegraben hat, durch verkehrte Erziehung, lange Gewohnheit
oder böse Gemüthsart schon vertilgt sind!

Ein Wörtlein über Volksfreuden und Vereinswesen.

Zu Freiberg in Sachsen ist von der städtischen Polizei das
Schlittschuhlaufen am Sonntag zur Hellighaltung der Sonn-
tagfeier verboten worden, ebenso sind in einigen Gemeinden
des sächsischen Voigtlandes die Kirchmestage abgeschafft und die
Bauern belehrt worden, daß es würdiger sei, statt des Auf-
wandes und Kostens der Kirchweihbelustigungen Beiträge für
milde Zwecke zu sammeln. Nicht minder sucht man an andern
Orten Deutschlands die Carnevalsbelustigungen zu beschränken.

Es ist dies aber nichts anderes als irdisches Muckerwesen;
warum soll der Mensch, der König der Erde, schon hier auf
Menschliche von sich abstreifen und rein der Geisterwelt leben?
Laßt doch den Bauern und Handwerkern, die sich das ganze
Jahr hindurch bei schwerer Arbeit plagen müssen, ihre Feier-
tage und ihre Kirchweih, ihre Carnevals und Freischießen und
was es sonst für allgemeine Volksfreuden sind.

Die Wohlthätigkeit wird darum doch nicht minder geübt,
als sonst, und es ist in dieser Beziehung in Deutschland schon
Vieles geschehen; wo wahrhafte Noth ist, ist jeder brave Deutsche,
sei er reich oder arm, deswegen doch gleich gerne zur Hülfe
bereit, wir könnten hier manches durch Beispiele beweisen.

Ueberhaupt was nützen so lauwarme kleine Vereine für
allerlei Plunder. Man sieht zuletzt vor lauter derlei Vereinen
den Zweck des Vereinswesens, wie vor lauter Bäumen den
Wald nicht mehr, und es entsteht aus derlei Gesellschaftchen —
von denen fast jegliches Einzelne wieder eine andere Richtung
verfolgt, nie etwas Großes und Ganzes — nie etwas Tief-
gehendes und Starkes.

Ein jeder — dem es um ächte Volksthümlichkeit zu thun,
suche dahin zu wirken, gerade die Volksfeste zu heben, dieselben
zu veredeln und für dieselben die möglichst ausgebreitetste und
allgemeinste Theilnahme zu erwecken, denn durch das Zusammen-

finden der Bürger aus einer größeren Umgebung zu Festlichkeiten, die aber nicht bloß in Bleistiften bestehen dürften — sondern mehr auf die Kräftigung des Männermuthes und Männerwerthes gerichtet seyn müßten, als da sind, größere Schützen- und Gesangsfeiern u. dgl., werden die wahren Ansichten für gemeinnützige, wohlthätige und edlere Zwecke aus vollem Herzen rege und um so leichter gegenseitig ausgetauscht und etwaige Vereine werden alsdann durch ein großartigeres Gesammstreben um so erfolgreicher.

Es möchten daher insbesondere die Hebung der Schützen- und Liederkränzvereine zunächst aller Orten nach Kräften zu empfehlen seyn.

Physiologie der Farben.

Eine geistreiche Dame sprach gegen Balzac ihre Verwunderung aus, daß die Gräfin von D. . . auf einem Balle in einem kreisförmig rothen Crepelleid erschienen sei. „Das finde ich ganz begreiflich, erwiderte der Dichter. Man müßte das menschliche Herz nicht kennen, wollte man sich darüber wundern, daß eine Frau, wie die Gräfin D. . ., diese auffallende, lärmende Farbe gewählt hat. Jeder Charakter, oder, wenn Sie wollen, Geist, wählt sich eine Farbe, die ihm analog ist. Sie können mit ziemlicher Bestimmtheit bei den Frauen, welche orange-, amarant- oder granatfarbene, gelbe, saft- oder zeisiggrüne Kleider tragen, auf ein störrisches, zänkisches Wesen rechnen. Frauen Sie denen nicht, welche Violett lieben, noch weniger denen, welche gelbe Hüte tragen, und meiden Sie die, welche sich Schwarz zu kleiden pflegen; diese Farbe wird mit Recht eine kabbalistische genannt; man muß sich gerne den düstersten, unglücklichsten Gedanken hingeben, um sich mit schwarzem Flor und Flitter aufzupuzen. Weiß ist die Farbe der Charaktere, die keinen Charakter haben; Frauen, die sich darin zu kleiden pflegen, sind fast alle, ohne Ausnahme, kokett. Erinnern Sie sich, was man von der Kaiserin Josephine, von Madame Tallien, von Frau von Recamier erzählt? Sie erschienen immer im weißen Kleide. Rosenroth wird von den Frauen gewählt, welche ihre 25 Jahre und darüber zählen. Junge Mädchen von 15 Jahren wollen in der Regel diese Farbe um keinen Preis. Sie ziehen die dunklen Farben vor, ohne einen andern Grund, als weil sie den vornehmen Ton noch nicht kennen, und weil die Jugend aus Mangel an Nachdenken und Erfahrung, die Welt immer im falschen Licht sieht. Im Allgemeinen — denn merken Sie wohl, mein System hat, wie alle, seine Ausnahmen — im Allgemeinen sind die Frauen, welche Rosenroth vor allen andern Farben lieben, munter, geistreich, lebenswürdig im höchsten Grad; sie sind lebensfroh und umgänglich und haben nichts von der eckigen Laune, die uns an denen mißfällt, welche dunkle Kleider tragen. Himmelsblau ist die Farbe der bevorzugten, schönen Frauen. Himmelsblau liebt man in jedem Alter und jedem Alter steht es gut. Diejenigen, welche diese Farbe wählen, sind gewöhnlich sanft und nachdenkend; sind sie jung, so muß ihr Herz rein und schuldlos seyn, sind sie älter, so hassen sie die moralische Schwäche. Perlgrau ist die Farbe derselben Naturen, wenn sie traurig oder unglücklich sind. Man kleidet sich rosig und blau in den Tagen des Glücks, und wählt das Grau in trüben Zeiten. Diese Farbe gefällt den duldbenden Seelen, wenn muntere lachende Farben den Reiz für sie verloren haben, und wenn doch ihr Gemüth zu sanft, ihr Geist zu frisch ist, als daß sie sich von Kopf bis zu den Füßen schwarz verhüllen könnten. Grau ist eine Uebergangsfarbe, es nähert sich mehr und mehr dem tröstlichen Himmel- und Hortenstablau. Lila wird fast nur von den Frauen getragen, die einmal schön waren, und es nicht mehr sind, oder die es immer bleiben. Es

ist die Pension der Frauen, die sich nach großen Triumpfen zurückgezogen haben. Die Mutter muß einen solchen Hut tragen an dem Hochzeitstage der Tochter, und die 40jährige Dame, wenn sie Befuche macht.“ — Die Dame war durch Balzacs Unterricht sehr befriedigt, und dieser versprach, ihr nächstens auch eine Vorlesung über die menschliche Stimme zu halten.

Miscellen.

* Wer auf flachem Lande geboren und erzogen und der Höhen der Berge ungewohnt ist, der freut sich zwar, wenn er in eine romantische Alpengegend versetzt wird, aber er kann es darin nicht lange aushalten. Er steht, wie die Lämmergeier und Steinadler vom steilen Horste ausfliegen, wie die tollkühne Gams die größten Sprünge wagt; er hört das Echo, dieses Barhkol, das vielstimmig, wie ein Herold Gottes von Firn zu Firn ruft; er vernimmt mit zögernder Angst den tosenden Sturz der Lawine. Alle diese Erscheinungen also machen ihn verzagt und er sehnt sich wieder zurück nach dem flachen Lande, auf welchem weder Lämmergeier noch Steinadler nisten, auf welchem keine Gams den wilden salto mortale wagt, auf dem das nachläufige Echo einjählig ist, wie ein verzogenes Mädchen, und auf welchem keine Lawine einen schreienden Niedergang hält. Ebenso ergeht es auch dem Alltagsmenschen, wenn er Gelegenheit hat, mit einem großen Manne — ich meine hiermit nicht eine physische Größe — in Verbindung zu kommen. Er staunt zwar Anfangs die ungewohnte Erscheinung an, er ist ganz entzückt davon, und ergötzt sich daran. Doch wie er die immense Höhe der ihm unbekanntem Ideen des Riesenhafsten erblickt, die Miriaden von Schuhen erwägt, zu welchen sich der kühne Geist über die Meeresfläche seiner gewöhnlichen flachen Gedanken erhebt und den lebhaften Wiederhall, den die Gedanken des großen Geistes bei der Welt finden, vernimmt, so wandelt ihn ein Schwindel an. Er kehrt schleunigst um und freuet sich, wenn er wieder seines Gleichen findet.

* Jeder Verbrecher gleicht einem Galeerenflaven, ihn binden stets die Vorwürfe des bösen Gewissens wie unzerreißbare Fesseln an das Lebensschiff.

* Väterliche Liebe. Ein Oldenburger Bauer brachte vor Kurzem dem Dr. Goldschmidt, wie J. Mendelssohn in „eine Ecke Deutschlands“ erzählt, die Nachricht von dem Ableben eines seiner Söhne mit den Worten: „Et spilit mir ganz unmannig, dat de Junge verlangt gan is“ (es thut mir unendlich weh, daß der Junge gestorben ist). Der Ton, in welchem Dies gesagt wurde, die Thränen im Auge des Vaters bezeugten hinlänglich, daß der kundsgegebene Schmerz ächt und tiefgeföhlt sei. Wer aber beschreibt die Empfindungen des Doctors, als der schwergeprüfte Vater hinzufügte: „Ja, et is all hart, wenn man 'n Kind missen mutt; aber da wull ic nicks von seggen! Ich bewen jo noch Kinder noog. Aber dissen Jungen harr ic all so ganz uten Rugen hinn — he kunn all so möje de Göße hdden!“ (Ja, es ist freilich hart, wenn man ein Kind missen muß; aber davon will ich nichts sagen, ich habe ja noch Kinder genug. Aber diesen Jungen hatt' ich schon so ganz aus dem Rauhen heraus; er konnte schon so schön Gänse hüten!)

* Phantastevolle Menschen lassen sich leicht lenken, gefühlsreiche leicht täuschen.

* Auch der Dichter lebt in den Flitterwochen bei seinen ersten poetischen Ergüssen, späterhin sind Geist und Herz nicht immer im Einklange.